

Schüsselfiguren

Die Wiener Häuselfrauen sind ein österreichisches Wahrzeichen und führen trotzdem ein Schattendasein. Zu Besuch bei den Heldinnen des Alltags, an denen niemand vorbeikommt. Zumindest nicht, ohne zu bezahlen.



Kapitel 1 Ein Klo aus Holz

So ist das eben. Melica zuckt lachend mit den Schultern. Ja, so ist das, wenn man eine Sehenswürdigkeit bewacht. Die beiden Touristinnen lachen auch. Sie haben ein Foto gemacht, jetzt verabschieden sie sich wieder, nicken mit dem Kopf weil sie nicht deutsch sprechen und das „auf Wiedersehen“ bedeutet. Auf dem Klo waren sie nicht, schade. „Viele kommen herunter um zu fotografieren“, sagt Melica. Sie versteht das. „Das hier ist die älteste öffentliche Toilette in Österreich“, sagt sie und macht eine ausladende Geste mit ihren Armen. Um zu zeigen, wie schön es hier unten bei ihr ist, im Klo unter dem Wiener Graben. „Eine wirklich schöne Toilette“, sagt sie. Die Wände sind mit Marmor ausgekleidet, der Handlauf der Treppe glänzt golden, die Klos verschwinden hinter Jugendstil-Schiebetüren, wenn Melica sie hinter einem Gast schließt. Dann erscheint oben das Wort „besetzt“ in goldenen Buchstaben hinter Glas.



Melica sitzt in ihrem Kämmerchen. An einem Tisch mit Wachstuch, Kaffeehändler, Aschenbecher, Wasserflasche. Seit einem Jahr arbeitet sie hier. Eine Woche vormittags, die andere am Nachmittag. Sie ist sich der historischen Bedeutung ihrer Toilette bewusst. Deswegen macht es ihr auch nichts aus, dass manches eine Spezialbehandlung braucht. „Es gibt eine Toilette aus Holz, drüben am Pissoir“, sagt sie. „Das muss man jeden Tag einölen.“ Auch den Marmor muss sie mit speziellen Mittelchen behandeln.



Ein bisschen hat sie es sich hier gemütlich gemacht: Ein Blumenstock, mit einer blauen Plastikblume aufgemotzt, ein bequemes Sitzkissen, ein Radio. Zwei Damen schleichen die Stufen herunter, ihre Blicke verfangen sich ehrfürchtig in den spiegelblanken Marmorwänden. „Cinquanta centesimi, per favore“, sagt Melica. Die Damen kramen mit spitzen Fingern in winzigen Taschen, überreichen ihr die Münze und suchen sich ein Klo aus. Melica schiebt die Türe hinter ihnen zu und schließt mit einem Spezialschlüssel ab. Von innen lassen sich die Kabinentüren dann ganz einfach wieder öffnen. Sie habe sofort erkannt, dass die beiden aus Italien sind, sagt sie. An der Kleidung könne sie das erkennen, am Stil. „Fünfundzig Cent, bitte“ kann sie in fünf Sprachen. Spanisch, Italienisch, Russisch, Serbisch. Deutsch und Englisch sowieso. Sie lacht und lässt den silbernen, großen



Schlüssel zwischen ihren Fingern tanzen. Die Italienerinnen verabschieden sich, sichtlich beeindruckt und tuschelnd. „Die ganze Welt ist da“ sagt Melica. Jetzt greift sie sich einen Wischmop und fährt damit die Spur der Italienerinnen nach. Draußen ist es matschig. Sie wischt das Klo, spült noch einmal nach. Die Nächsten sollen für ihr Geld anständig sitzen können. Wenn wenig los ist, so wie jetzt, kann sie in Ruhe in ihrem Kämmerchen eine Zigarette rauchen und auf die nächsten Gäste warten. Ihre Finger fahren durch kurze schwarze Haare, richten die Goldbrille. „Die Zeit vergeht schneller, wenn viele da sind.“ Trotzdem. „Ich bin froh, dass ich keinen Stress habe.“ Außerdem, sagt sie, würde sie von niemandem kontrolliert, sei den ganzen Tag ihr eigener Chef. Sie dreht den Heizlüfter wärmer. Nächste Woche fährt sie in den Urlaub, nach Belgrad. Sie will den ganzen Tag spazieren gehen, sonst nichts. Sie hebt ungläubig die Augenbrauen über den Brillenrand und sagt: „In Belgrad gibt es nur ein oder zwei öffentliche Toiletten.“



Kapitel 2 Rolltreppenmelodie

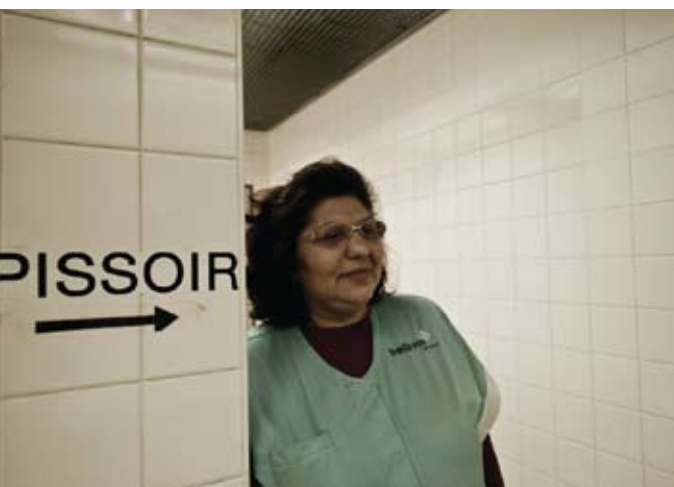
Zorica hat gern Besuch. Zum Beispiel von Herrn Josef. Er ist Stammgast bei ihr. Bei ihr, das ist eine U-Bahn Toilette. Hinter unscheinbaren, weißen Wänden, auf denen Inventarnummern kleben, verbringt sie ihren Arbeitstag. Zwischen Männer- und Frauenklo ist ihr Zimmer, von beiden Seiten gehen Türen zu den Toilettenräumen. Sie hat auch ein kleines Tischchen, an dem sie sitzt, raucht, Kaffee trinkt und Kreuzwörter macht oder mit Herrn Josef telefoniert. So wie heute. „Guten Morgen, Herr Josef“, sagt sie nachdem sie das klingelnde Handy aus der Brusttasche ihres Kittels gezogen hat. „Danke, es geht mir gut“, sagt sie und lacht. Halb sitzt sie, halb lehnt sie an ihrem kleinen Kühlschrank, ihr Kittel spannt ein bisschen über ihrer Mitte, die Füße stecken in sportlichen Schuhen. Herr Josef erkundigt sich nach ihr. Sie hat Probleme mit dem Herzen, muss zehn Kilo abnehmen. „Er war hier auf dem Klo und dann sind wir ins Gespräch gekommen“, erzählt sie. Und weil er heute nicht auf einen Klogang vorbeikommt, ruft er eben an.

Gerade hat sie sich eine Zigarette angezündet. Die muss warten. Eine junge Frau kommt herein, Zorica springt auf und begrüßt sie, nimmt das Geldstück entgegen und weist ihr den Weg zu den Kabinen. Die

junge Frau lächelt überrascht. Als sie sich verabschiedet hat, zieht Zorica die gelben Plastikhandschuhe an und nimmt den noch gelberen Eimer. Sie wischt die Toilette, kommt zurück zur Zigarette. „Ich mache diesen Job gerne“, sagt sie. Dann schiebt sie ihr Kinn nach oben: „Ich mache ihn auch gut.“ Wenn das nicht so wäre, sagt sie, würde sie hier nicht seit fünf Jahren arbeiten. An die Wand hat sie zwei Bilderrahmen gehängt. Hinter Glas lächeln zwei Burschen, ihre Kinder. Sie sind zehn und zwölf, Zorica ist sehr stolz auf sie. Leider hat sie nicht so viel Zeit für Mann und

Söhne. „Um sieben Uhr früh fange ich hier an“, sagt sie „und um dreiviertel sechs bin ich zu Hause.“ Da geht sich nicht mehr viel aus. „Ein bissl Bügeln, ein bissl Kochen, ein bissl Putzen.“ Hier im U-Bahn Klo verbringt sie mehr Zeit als daheim. Trotzdem hat sie keinen Fernseher, nicht einmal ein Radio hier. „Ich will putzen, den Boden waschen, Kaffee trinken, rauchen. Ich brauche keine Ablenkung.“ Außer die von ihren Stammgästen.

Draußen rauscht die Spülung. Zorica schnappt sich wieder die Gelben. Sie kontrolliert das eben verlassene Örtchen, dann füllt sie den Kübel mit Wasser und geht zum Pissoir. Das ist gratis. Deswegen bekommt sie nicht jeden Besucher mit und geht alle halben Stunden auf Kontrollgang. „Ich lege Wert darauf, dass es sauber ist“, sagt sie. Und, dass sie stolz auf diese



Arbeit ist. „Ich werde meinen Enkeln noch erzählen, dass ich Toilettenfrau war.“ In die Stille, die folgt, drängt sich ein mahlendes Geräusch. Eine Waschmaschine? Zorica runzelt verständnislos die Stirn. „Welches Geräusch?“ Dann lacht sie und sagt: „Ach so, die Rolltreppe.“ Die rollt genau über ihren Kopf hinweg, den ganzen Tag. Deswegen hört sie das schon gar nicht mehr. Sie kümmert sich ohnehin lieber um ihre Arbeit. „Ich bin immer freundlich und halte alles sauber“, sagt Zorica. „Damit die Kunden denken: ‚Hier gehe ich das nächste Mal wieder aufs Klo.‘“



Kapitel 3 Einsamkeit im Setzkasten

Drei Striche hat sie heute schon gemacht. Das ist normal für einen Tag wie diesen. Die Striche macht sie auf ihrer Liste in das Feld für „Damen-WC“ und dem richtigen Datum. Die drei Striche sehen einsam aus. Das ist Rosas Toilettenhäuschen auch. Seit die Markthütten verschwunden sind, ist das Örtchen noch stiller geworden. Rosa schaut nachdenklich aus

dem Fenster ihres Kämmerchens. „Es ist wenig los“, sagt sie. „Nein, es ist nichts los“, korrigiert sie sich. Vier oder fünf Kunden, das sei normal. Wenn besonders schönes Wetter ist, sind es vielleicht mal zehn. Draußen vor dem Fenster stehen verlassene Marktstände. Sie erinnern daran, dass sich hier früher Menschen tummelten, Geräusche und Gerüche herübergetragen worden sind. Jetzt gibt es nur noch einmal in der Woche einen Bauernmarkt. Dann ist da noch „Willis Beisl“, ein verglastes, containerartiges Gebäude, aus dem laute Musik dringt. Und, wenn einer die Türe aufmacht, um bei Rosa aufs Pissoir zu gehen, auch das Lachen und Grölen der Gäste. Angst, dass ihre Toilette auch irgendwann geschlossen wird, hat sie nicht. „Das WC wird es immer geben“, verkündet sie.

Heute ist Samstag, früher Nachmittag. Es klingt nach einer ausgelassenen Feier in Willis Beisl. Alle paar Minuten öffnet sich die Türe und einer der Männer kommt rüber um zu pinkeln. Pissoir ist gratis. „Die kommen, wenn drüben im Beisl besetzt ist“, sagt Rosa. Sie freut sich darüber. „Die Männer sind alle sehr nett“. Überhaupt alle die kommen seien nett, erzählt Rosa und jetzt lachen ihre traurigen, dunklen Augen. „Auch die Sandler“, sagt sie und nickt bekräftigend dazu. Streit hat es seit Rosa hier arbeitet noch nie gegeben.

Seit sechs Jahren wacht sie über die Toilettenanlage. Wenn sie an die ersten Tage zurückdenkt, schlägt sie die Hände über dem Kopf zusammen und ihr langer, dunkler Zopf wackelt. Dann zeigt sie auf die strahlend weißen Fliesen, die die Wände bis über Türhöhe bedecken. „Das war alles schwarz“, sagt sie. Jetzt sieht es aus wie neu, ist es aber nicht. „Es ist

neu durch meine Hand“, sagt Rosa. Dabei hebt sie ihre Hand und dreht sie bedeutungsvoll hin und her. Auch den Boden hat sie unter einer Schmutzschicht ausgraben müssen. Sie wollte es eben schön haben hier. Immerhin verbringt sie ja den Großteil

ihrer Zeit beim Klo. „Zuhause schlafe ich fast nur“, sagt sie und legt ihre Handflächen aufeinander und an die Wange. Zur Gemütlichkeit gehört auch ihr Radio, aus dem gerade leise Musik kommt. Aber nicht nur die Musik macht Rosas Reich zu einem kleinen Wunderland.

Im Vorraum ist alles bunt geschmückt, auf Regalen und an den Wänden, mit kleinen Schneemännern aus Porzellan, Blumen aus Plastik. An der grau und rosa gestrichenen Wand hängt ein Adventkalender aus Stoff. Sie kichert, zeigt einige ihrer Schmuckstücke. „Hier, das ist von Ostern“, sagt sie und hält ein bemaltes Lämmchen aus Keramik in die Höhe. Oder da, den Blumenstrauß aus bunten Stoffblumen, dahinter gerahmte Zeichnungen und Bilder. Ob sie den ganzen Nippes gesammelt habe? Ja, sagt sie. Aber nichts davon hat sie selbst mitgebracht. „Das sind alles Geschenke von Kunden!“

Genau wie das Glas voll Oregano, das auf dem Tisch in ihrem Zimmer steht. „Den hat der Willi mir gebracht“. Der von nebenan. Von dort kommt gerade wieder ein Gast herüber, der den Kopf hereinstreckt und fünfzig Cent in Rosas Hand drückt. Er muss mal in eine der richtigen Klo-Kabinen. Minuten später verabschiedet er sich, Rosa rückt der Kabine mit ihrem Raumspray auf den Leib. Dann setzt sie sich wieder an ihren Tisch, jetzt kann sie auch in dem Kästchen für „Männer“ einen Strich machen. Jetzt ist sie wieder alleine, alles ist geputzt und aufgeräumt. Perserteppich, der Kalender vom China-Restaurant, das gehäkelte Sitzkissen. Alles ist an seinem Platz. Auch ein Bügeleisen liegt herum. „Das habe ich mitgebracht und selbst repariert“. Zeit dafür habe sie ja genug. Eine Herdplatte hat Rosa auch. Das Essen nimmt sie immer von zu Hause mit. Sie kann das Klo schließlich nicht alleine lassen, um etwas essen oder einkaufen zu gehen. „Wenn Kundschaft kommt, muss ich doch da sein“, sagt Rosa.

